

Vom sakralen Ritual zum jugendkulturellen Design. Zur sozialen und psychischen Bedeutung von Piercings und Tattoos

ELISABETH ROHR

Nur eine Modeerscheinung?

»Blood, Sweat and Tears« oder weniger lyrisch »Pain Inc« oder gar »Torture Garden« sind einige der sadomasochistisch anmutenden Namen, mit denen sich heute Studios schmücken, die sich ausdrücklich unterschiedlichen Formen der »Bodyart«, meist Piercing und Tattoos, widmen. Auf der »Internationalen Tattoo Convention« in Frankfurt trifft sich dann jährlich die etwas schrill gekleidete Fangemeinde, um den bunt geschmückten, tätowierten und gepiercten Körper zu zeigen und sich kundig zu machen über die neuesten Piercing-Techniken und Geräte und die neuesten Lasertechniken zum Entfernen alter, unliebsam gewordener Tattoos.

Doch es sind nicht etwa die gesellschaftlichen Außenseiter, die sich auf der Tattoo Convention tummeln oder sich in den Studios die Losung »I love Mumy«¹ auf den Oberarm eingravieren lassen, denn Piercings und Tattoos gehören längst zur modernen Jugendkultur und zum jugendkulturellen Design. Jeder fünfte deutsche Jugendliche im Alter zwischen 15 und 25 Jahren hat heute schon ein Tattoo oder ein Piercing, bei amerikanischen College-Studenten ist es sogar fast jeder zweite (vgl. Spiegel 25/2003). Auch Brähler et al. (2004) kommen in einer Studie zu dem Ergebnis, dass Tattoos und Piercings bei jungen Leuten inzwischen zu einem Massenphäno-

1. Beliebtester Spruch bei englischen jungen Männern.

men geworden sind und keineswegs nur von einer extremen Minderheit als Körperschmuck getragen werden, sondern sich mittlerweile zur Norm jugendlicher Lebenswelt entwickelt haben.

Piercings und Tattoos, die heute neben extremen und subkulturellen Gruppen vorbehaltenen Formen wie Skarifikationen (Ziernarben), Brandings (Brandnarben), Zungenspaltungen, Implantaten und Cuttings, die am weitesten verbreitete Version der Körperkunst sind, gelten als Körperschmuck, darauf angelegt, eine dauerhafte Modifikation des Körpers herbeizuführen. Was Piercings, Tattoos, Brandings und Skarifikationen jedoch von allen anderen Formen der Körperkunst (wie Make-up oder Körperbemalung) unterscheidet, ist der invasive und die Körperhülle dauerhaft beschädigende Charakter. Auch wenn dies von Betroffenen standhaft gelehnet wird, so geht es doch immer um eine Verletzung natürlicher Körpergrenzen und um Schmerzen, die unweigerlich mit diesem Akt verbunden sind und die es zu überwinden, meist jedoch heroisch und stoisch zu ertragen gilt.

Nicht nur von Kritikern dieser Kunst, sondern auch von höchst offizieller Seite, von Mediziner*innen wie Gesundheitsämtern, wird deshalb immer wieder darauf hingewiesen, dass diese Form der Körperkunst durchweg mit gesundheitlichen Risiken verbunden ist (vgl. Stirn 2003). Es kann, beim Tätowieren, ohne Beachtung strenger Hygienevorschriften, zu HIV-, Hepatitis- und diversen anderen Infektionen kommen. Es ist erwiesen, dass »30 Prozent der von einem Profi gemachten Piercings und Tattoos [...] zu Komplikationen wie Entzündungen oder Allergien [führen]. Werden die Eingriffe selbst zu Hause vorgenommen, liegt die Rate sogar bei 70 Prozent« (vgl. Spiegel 25/2003). Wenig bekannt ist außerdem, dass der Wunsch nach immer mehr Piercings und Tattoos zu einer regelrechten Sucht ausarten kann, wobei mit immer schmerzhafteren Prozeduren besonders sensible Körperteile, wie Genitalbereich oder Brustwarzen durchlöchert und dann mit Ringen und Ketten geschmückt werden. Dies gilt als besonderer sexueller Kick und erotisch stimulierend und zwar behaupten dies durchaus nicht nur Personen, die sich der sadomasochistischen Subkultur zugehörig fühlen (vgl. Spiegel 25/2003).

Was also treibt heute vor allem Jugendliche immer öfter in die Piercing Studios, um sich einer doch relativ schmerzhaften Prozedur zu unterziehen und Zunge, Lippen, Nase, Augenbrauen, Bauchnabel, Brustwarzen und nicht selten Genitalien durchbohren und ausgefallene, ethnische Symbole über das Steißbein, das Schulterblatt, Oberarme und Fußknöchel eingravieren zu lassen? Angesichts der »nur mäßigen floralen Designs« (Hein 2003, 72) der auf die Haut kopierten Motive, der prinzipiell mit der Prozedur verbundenen Schmerzen und des Wissens um die Dauerhaftigkeit dieser Körperkunst, die immer auch Narben hinterlässt, scheint es

nicht nur um Körperkunst zu gehen, wie vielfach kolportiert wird, sondern um viel mehr. Was ist also die Nachricht, die hinter Zungen-, Bauchnabel- und Brustwarzenpiercings und Steißbeintattoos verborgen ist? Was sagen diese Körperkünste aus über den Seelenzustand heutiger Jugendlicher, über ihre verborgenen Sehnsüchte, unerfüllten Wünsche, ganz allgemein über die Konflikte und Krisen der modernen Jugend und ihre Art der Bewältigung?

Piercings und Tattoos in der Geschichte der Menschheit

Zunächst lässt sich feststellen, dass Piercings und Tattoos keine Modeerscheinung des 20. oder 21. Jahrhunderts sind. Menschen waren immer schon, zu allen Zeiten und in allen Kulturen, darum bemüht, ihren Körper zu schmücken und ihn entsprechend der jeweils vorherrschenden und kulturbedingten Schönheitsvorstellungen zu gestalten und durch mechanisches Einwirken zu formen (vgl. Adatto 1993, Stirn 2003). erinnert sei hier an die Schädelverformungen im alten Ägypten, an die Ohrläppchen-, Nasen- und Lippendurchbohrungen bei vielen indianischen Völkern Lateinamerikas, Papua-Neuguineas und Afrikas, an die eingeschnürten Taillen des 18. und 19. Jahrhunderts in Westeuropa, an die Ganzkörper tätowierungen in Japan und in Polynesien und an die Lotusfüße der Chinesinnen (vgl. Museum der Weltkulturen 2006).

Früheste Zeugnisse dieser Körperkünste, hier vor allem der Tattoos, fanden sich übrigens in der südfranzösischen Grotte von Arcy-sur-Cure. Die Funde sind schätzungsweise 35.000 Jahre alt (vgl. Adatto 1993, 19). Weitere Belege sind Höhlenmalereien in der Sahara aus dem fünften Jahrtausend vor Christus. Auch die Tätowierungen von »Ötzi«, der Mumie vom Hauslabjoch, bezeugen eine Körperkunst, die schon in der Bronzezeit, d.h. vor 5000 Jahren in diesen Regionen der Welt existierte (vgl. Cavelius/Wuillemet 1999, 13). Und im archäologischen Museum von Kairo lassen sich Tätowiernadeln bewundern, mit denen die alten Ägypter ihre Haut verschönerten und die den heute verwandten Tätowierinstrumenten verblüffend ähnlich sind.

Tätowierungen aber entfalten ihre farbliche Wirkung ausschließlich auf heller Haut, deshalb sind sie vor allem in Europa und in Asien, hier besonders in Japan, in Polynesien und unter den Maori auf Neuseeland verbreitet gewesen. In Afrika und auch in Papua Neuguinea wurden hingegen Piercings, Körperbemalungen und vor allem Skarifizierungen bevorzugt. Hierbei handelt es sich um Hautritzungen, die die natürliche Tendenz schwarzer Haut zur Bildung hypertropher Narben ausnutzen, um

plastische Muster zu erzeugen. In vielen Völkern Afrikas und in Papua Neuguinea wurden Skarifizierungen hauptsächlich genutzt, um die Volksgruppenzugehörigkeit auch äußerlich sichtbar zu machen.

Abbildung 1: Scarifizierung



Das Wort Tätowieren kommt übrigens von dem tahitianischen Wort »tatatau« (oder tatatau) und meint »schlagen«, bzw. »eine Zeichnung in der Haut«. Der Begriff wurde erstmals von Captain James Cook, dem britischen Eroberer und Weltumsegler, 1769 erwähnt und in die englische Sprache als »tattoo« eingeführt (Adatto 1993,15).

Abbildung 2: Gesäß-Beintattoo



In den frühen Zeiten der Menschheitsgeschichte waren diese Körperkünste immer eingebettet in einen sakralen, rituellen und sozialen Kontext und dienten dabei u.a. der Markierung zentraler Lebensphasen, der Initiation, d.h. dem Abschied von der Kindheit und der Integration in die Erwachsenenwelt, der Geburt des ersten Kindes, der Tötung des ersten Tieres während der Jagd, aber auch dem siegreichen Kampf in der kriegerischen Auseinandersetzung. Hierzu schreibt Reichel-Dolmatoff: »Die Botschaften der geschmückten Haut kennzeichnen Phasen des persönlichen Lebenszyklus eines Menschen, seine soziale und politische Stellung und seinen beruflichen oder wirtschaftlichen Erfolg [...]« (1997, 12) Als wichtiger Bestandteil eines Rituals halfen körperinvasive Praktiken nicht nur Umbruchsituationen, insbesondere lebenszyklische Veränderungen und damit verbundene Krisen in der Erinnerung festzuhalten und für alle Zukunft auf der Haut zu bewahren, sondern sie halfen auch, diese Statuspassagen psychisch

zu bewältigen. Denn dem Schmücken der Haut kam eine besondere und nicht nur rein ästhetische Bedeutung zu, schließlich ist die Haut »die letzte, dünne Schicht zwischen dem Ich und der Welt« (Benthien 1999, 7). Sie ist damit in einem Grenze und Kontaktfläche, Ort von Identitätsbildung und Identitätszuschreibung. Deshalb ist die Tätowierung ebenso wie das Piercing eine Form der nichtsprachlichen Kommunikation. Diese Körperzeichen weisen demonstrativ darauf hin, dass sie als ein unverbrüchliches Zeichen der Zugehörigkeit und der Solidarität zu einer Gruppe zu deuten sind.

Die für alle sichtbare Kennzeichnung des Körpers versinnbildlichte mithin die Vergesellschaftung des Einzelnen und seine soziale Einbindung in die Gemeinschaft. Piercings und Tattoos übernahmen dabei wichtige zivilisatorische Funktionen. Denn diese Vergesellschaftungspraxis hinterließ dauerhafte Spuren auf dem Körper, die zunächst als Wunden und später als ewige Narben die Erinnerung an diese bedeutsamen Ereignisse einer kollektiven Sozialisierung wach hielten (vgl. Zbinden 1998, 20). Diese Körpermarkierungen wie auch die damit verbundenen rituellen Zeremonien waren immer mit Schmerzen verbunden. Denn Statuspassagen galten als eine Art von symbolischer Geburt und diese war ohne Blut und Schmerzen nicht denkbar.

Tätowierungen und Piercings lassen sich deshalb auch als symbolischer Ausdruck eines kulturellen Gedächtnisses deuten, eines Gedächtnisses, das an sozial überwundene Krisen- und Konflikterfahrungen erinnert. In diesem Zusammenhang weist Aleida Assmann (1999, 246) darauf hin, dass das Körpergedächtnis der Wunden und Narben zuverlässiger ist als das mentale Gedächtnis. Symbole auf der Haut dienten deshalb nicht nur der Initiation des Einzelnen, sondern zugleich der ethnischen Abgrenzung und verkörperten damit – und zwar im wahrsten Sinne des Wortes – die eindeutige und auf Dauer angelegte und deshalb unauflösbare, ethnische Zugehörigkeit zu einem Kollektiv (vgl. Cavelius/Wuillemet 1999, 13). Damit wird deutlich, dass die vielfach vorgenommenen körperlichen Markierungen den Einzelnen immer mehr seiner »Individualität« beraubten, während sie ihn zunehmend und im gleichen Akte in ein Gemeinschaftswesen verwandelten und ihn für seinen Verzicht mit sozialer Anerkennung, mit Status und Prestige belohnten. Der Schmerz war aus diesem Grunde nicht nur ein körperlicher Schmerz. Das erkannte schon Nietzsche, als er davon sprach, dass Körperveränderungen mnemotechnische (also gedächtnisstützende) Hilfsmittel sind, mit denen zentrale Wahrheiten in der Überlieferung unterstrichen werden, denn nur was nicht aufhört weh zu tun, bleibt im Gedächtnis (vgl. Streck 2000). D.h. Hautinschriften erinnerten unablässig an das Bündnis zwischen dem Einzelnen und seiner ethnischen Gemeinschaft und daran, dass dieses Bünd-

nis sowohl Gratifikationen versprach, nämlich Teilhabe an den sozialen Ressourcen wie auch einen schmerzhaften Verzicht auf individuelle Freiheiten verlangte. In der traditionellen Gesellschaft wurde dieser Verzicht unbewusst gemacht und transformiert in den Triumph, Schmerz ertragen und überwunden und die Herausforderung, d.h. Prüfung und Reifung, bestanden zu haben. Stolz und soziale Anerkennung waren mithin die Trophäen, die den Schmerz vergessen ließen und die Vergesellschaftungspraxis zu einem affektiv ersehnten und höchst befriedigenden Ereignis stilisierten.

Mit dem Aufkommen der Schrift verloren dann jedoch die Tätowierungen ihre soziale Bedeutung. Denn das Gesetz der Gruppe wurde nicht mehr auf dem Körper des Einzelnen dargestellt, sondern von da an auf Pergament, auf toter und anonymer Haut (vgl. Adatto 1993, 23). Die Vergesellschaftung des Menschen hatte eine abstraktere Dimension erreicht, sie war nicht mehr unmittelbar auf die Haut jedes Einzelnen angewiesen, sondern vertraute von nun an auf einen entkörperlichten Zustand, der mit Hilfe des Pergaments Legitimität und darüber hinaus eine über den Tod eines einzelnen Menschen hinausreichende, allgemeinere Bedeutung beanspruchte. Damit setzte ein radikaler Wandel aller rituellen und sakralen Formen der Initiation und der damit verbundenen körperlichen Markierungen ein.

Ab diesem Zeitpunkt wurden nur diejenigen, die das Gesetz brachen, bzw. von Geburt an und qua Status nicht zur Gemeinschaft gehörten, tätowiert. D.h. die Tätowierung wandelte sich von einer Praxis, die soziale und ethnische, bzw. auf das Geschlecht bezogene Zugehörigkeit symbolisierte, zu einem Akt, der radikalen, gesellschaftlichen Ausschluss bedeutete (vgl. Zbinden 1998, 24). So haben die alten Ägypter und später in der Antike auch die Römer ihre Sklaven und Kriegsgefangenen gebrandmarkt und Verbrechern wurden in vielen Teilen der Welt ihre Vergehen auf die Stirn tätowiert, so dass sie für das ganze Leben gezeichnet und aus der Gesellschaft ausgeschlossen waren (vgl. Stirn 2003, 8). Diese Praxis der Brandmarkung von Verbrechern und auch Prostituierten wurde in Russland erst 1832 abgeschafft (vgl. Adatto 1993, 38). Etwas mehr als 100 Jahre später haben allerdings die Nationalsozialisten wieder auf diese Praxis zurückgegriffen, als sie Juden in den Konzentrationslagern Buchstaben- und Nummerncodes auf die Unterarme brannten, um sie zu demütigen, noch bevor man sie ermordete. Der Buchstabe stand dabei für den Transportzug, der die Deportierten in das Lager brachte und die Zahl für die Verwaltungsnummer im Lager.

Historisch gab es jedoch immer einzelne Gruppen, z.B. Anhänger von Glaubensgemeinschaften, Seeleute, Soldaten und Fremdenlegionäre, die Tattoos nutzten, um ihren sozialen Sonderstatus zu verdeutlichen. Zwar

verbot die katholische Kirche ihren Mitgliedern 787 auf dem Konzil von Nizäa das Tätowieren, nur um es einige Jahrhunderte später wieder zu erlauben und zwar insbesondere den Kreuzfahrern. Denn nur wer von ihnen das Zeichen des Kreuzes auf der Haut trug, konnte sicher sein, im Falle seines Todes eine christliche Ruhestätte zu finden (vgl. Adatto 1993, 25). Und die Nationalsozialisten tätowierten SS-Soldaten mit einem »SS« und ihrer Blutgruppe unter der linken Achsel, so dass sie im Falle ihrer Verwundung, so die Ideologie, bevorzugt behandelt werden sollten. Die Tätowierung diente aber darüber hinaus dazu, potentielle Deserteure abzuschrecken oder aufzuspüren (vgl. Adatto 1993, 39).

Neben diesen sozialen Gruppen waren es vor allem angesehene Berufsgruppen wie Handwerker und Übersetzer (die einen Papagei als Symbol wählten), die sich mit Tattoos schmückten, um bei ihrer Wanderschaft ihre Berufs- und Gildenzugehörigkeit als sicheres Erkennungszeichen vorweisen zu können.

Durch die europäischen Eroberungen ab dem 15., vor allem dem 17. und 18. Jahrhundert und die Begegnung mit kunstvoll tätowierten Menschen in Neuseeland und in Japan wurden Tätowierungen in Europa auch außerhalb der traditionell tätowierten Gruppen gesellschaftsfähig und erfreuten sich besonders in Adelskreisen großer Beliebtheit. So hatten sich der Prinz von Wales, Eduard VII, ebenso wie sein Sohn und später auch Zar Nikolaus von Russland und Prinz Heinrich von Preußen von einem japanischen Großmeister seiner Zeit in Yokohama tätowieren lassen. Und später waren es Staatsoberhäupter, die sich der Faszination dieser neuen Mode nicht entziehen konnten. Als gesichert gilt z.B., dass die drei Protagonisten der Konferenz von Jalta, Churchill, Stalin und Roosevelt jeweils ein Tattoo trugen: Churchill einen Anker auf dem linken Arm, Stalin einen Totenkopf auf der Brust und Roosevelt ein Familienwappen (vgl. Adatto 1993, 33).

Trotz ihrer weitverbreiteten Akzeptanz in den Handwerkerständen, in der Aristokratie und später auch in der bürgerlichen Oberschicht, haftete und haftet jedoch Tätowierungen und Piercings ein Stigma an, nämlich das Stigma von Schande, von Verbrechen und sozialem Außenseitertum (vgl. Adatto 1993, 38).

Piercings und Tattoos von den Punks bis heute

Nicht von ungefähr waren es deshalb in den 1970er Jahren in den westlichen Industrienationen die Punk-Bewegung und später exzentrische Musikbands wie die »Sex Pistols« und Performance Künstler, die als sog. »modern Primitives« Tätowierungen und Piercings wieder nutzten, sie allerdings modifizierten (vgl. Zbinden 1998, 59).

Diesen Gruppen galt die neu entdeckte Körperkunst als Ausdruck von Rebellion, Protest, Anklage und Wut angesichts einer zunehmend als dekadent und repressiv erlebten Gesellschaft. Mit Sicherheitsnadeln und dem Müll, der sie umgab, schmückten sich die Punks und viele Künstler und Musiker, um auf diese Art ihre Ablehnung und Verachtung auszudrücken und der Gesellschaft einen Spiegel ihrer Verderbtheit vor Augen zu halten (vgl. Heudorf/Kutzke/Seng 2000, 219). Für andere subkulturelle und im kriminellen, bzw. mafiösen Milieu angesiedelte Gruppierungen, wie die »Hells Angels« oder heute die »maras« (Jugendbanden) in Zentralamerika, sind hingegen Mitgliedstätowierungen, die im Rahmen eines Aufnahme-rituals angebracht werden, obligatorisches Zeichen der Integration in die neue soziale Gruppe, wobei zumindest im Falle der »maras« diese ritualisierte Aufnahme oftmals zusätzlich verbunden ist mit besonders brutalen und zum Teil mörderischen Praktiken (vgl. Finke 1996, *Demoscopia* 2007).

Doch die ursprünglich von den Punks ausgehende Provokation von damals hat seither einen bemerkenswerten Wandel erfahren: Piercings und Tattoos haben sich in den unterschiedlichsten Milieus der Gesellschaft ausgebreitet. So beispielsweise in Teilen der Schwulen- wie auch der sadomasochistischen und der »body-modification-Subkultur«, wobei Skarifikationen und Zungenspaltungen und selbst Aufhängungen nach dem Vorbild von Initiationsriten nordamerikanischer Indianer, z.B. dem Sonnentanz der Mandan, bei blutigen »life-performances« in Theatern aufgeführt werden, um einem gebannten Publikum einen besonderen emotionalen Kick (vgl. Benecke 2000, 298) und quasi sakrale Heilungsprozeduren zu vermitteln (vgl. Stirn 2003, 8).

Einzelne Aspekte der Punk- wie der »body-modification-Subkultur« wurden zudem begierig von französischen und italienischen Modemachern aufgegriffen, sozial veredelt und trivialisiert, um sie dann entfremdet als besonderes Markenzeichen einer kaufkräftigen Kundschaft nahe zu bringen (vgl. Zbinden 1998). Piercings und Tattoos galten nun als exotischer Körperschmuck, als Ausdruck von Individualität und Erotik und gehörten zu den Merkmalen einer modebewussten Generation und zum Styling »of the rich and the beautiful«. D.h. die ehemals provokativen Piercings und Tattoos der Punks sind zum Modedesign verkommen, sie dienen dazu, den Körper durch Verzierung und Schmuck zu verwandeln, die eigene Individualität zu unterstreichen, sich von der Masse abzuheben, Unverwechselbarkeit und Einmaligkeit demonstrativ vor Augen zu führen und ein bestimmtes hedonistisch und narzisstisch aufgeladenes Lebensgefühl auszudrücken. So oder ähnlich formulieren es heute auch Jugendliche, wenn sie nach ihren Motiven für Piercings und Tattoos befragt werden: »Ich finde es schick und witzig«, »ich möchte mich auch optisch vom

Otto-Normalverbraucher unterscheiden«, »ich wollte damit auffallen und meine Eltern ärgern«, »ich wollte unbedingt ein Unikat.«² Diese Selbstdeutungen spiegeln nicht nur den unverblümt zum Ausdruck gebrachten hedonistischen Charakter, der hinter diesen Aktionen verborgen ist, sondern gleichzeitig das allzu offensichtliche Bemühen zu relativieren und zu banalisieren: Es ist ein bisschen Provokation, ein bisschen Rebellion, ein bisschen Spaß, ein bisschen narzisstische Selbstgefälligkeit. Mehr definitiv nicht! Offensichtlich ist jedoch, dass Piercings und Tattoos ihren einstigen sakralen, rituellen wie sozialen Kontext – bis auf wenige Ausnahmen in devianten und subkulturellen Milieus – verloren haben und deshalb auch keine vergleichbaren Vergesellschaftungsfunktionen wie in traditionellen Gemeinschaften wahrnehmen. Stattdessen sind sie in den Dienst einer voranschreitenden Individualisierung getreten und übernehmen dabei ganz neue Aufgaben, vordergründig auch identitätsstiftende und möglicherweise sogar identitätsstabilisierende Funktionen.

In den folgenden Überlegungen soll deshalb die Frage nach der verborgenen und unbewussten Bedeutung von Piercings und Tattoos verknüpft werden mit der Frage, was diese Praktiken mit der modernen Ausprägung und Bewältigung von Adoleszenz und adoleszenter Identität zu tun haben und welche Rolle hierbei der Körper spielt.

Zur psychischen Relevanz des Körpers in der Adoleszenz

In allen modernisierungstheoretischen Abhandlungen wird seit Beck (1986), Giddens (1993), Bauman (1997) und Hall (2000) darauf hingewiesen, dass im Zuge einer fortschreitenden gesellschaftlichen Transformation der Körper immer mehr an Bedeutung verliert. Die Entzauberung der Welt, Rationalisierung und Säkularisierung schreiten voran, körperliche Kraft und Geschicklichkeit sind in der ökonomischen Produktion durch Maschinen ersetzt worden, moderne Medien schaffen virtuelle Welten, in denen Raum, Zeit und körperliche Präsenz bedeutungslos werden, die moderne Reproduktionsmedizin macht selbst den Zeugungsakt überflüssig, allseits verfügbare pharmakologische Substanzen verändern, beeinflussen und manipulieren körperliche und mentale Wahrnehmungsweisen, und die Medizin ermöglicht es, dass der körperliche Schmerz mehr und mehr aus dem Leben der Menschen schwindet (vgl. Brähler 1995, 4). Angesichts dieser Entwicklungen scheint es plausibel, wenn in einer modernen Gesellschaft zunehmend Handlungen auf die Symbolebene verlagert werden

2. Aus Interviews eines Forschungsprojektes Rohr/Estor (2006).

und der Körper scheinbar immer überflüssiger wird (vgl. Hein 2003, 66). Dieser gesellschaftliche Bedeutungsverfall des Körpers erzeugt jedoch auch Gegenbewegungen und regt Individuen dazu an, ein neues Verhältnis zu ihrem Körper zu entwickeln, diesen deutlicher als bisher wahrzunehmen, ihn durch ausgewogene Ernährung, Sport, Training, Diäten und Wellness gesund und fit zu halten und ihn insgesamt als ein besonders kostbares Gut zu betrachten, das beständiger Pflege und Fürsorge bedarf. Das neu erwachte Interesse am Körper, das natürlich auch von einer boomenden Life-Style-, Diät- und Schönheitsindustrie entsprechend bedient wird, geht einher mit der Phantasie, dem Individuum verbliebe in einer globalisierten Welt nur noch der eigene Körper als Objekt der Kontrolle, der Selbstvergewisserung und der performativen Ausgestaltung der eigenen Identität (vgl. Hein 2003, 71). Hein bringt diese schon fast zur Manie ausgeartete Haltung treffend auf den Punkt, wenn er schreibt: »Als Sünder gilt bezeichnenderweise, wer die Cholesterin-Margen nicht einhält.« (A.a.O.)

In der Adoleszenz, insbesondere in der weiblichen Adoleszenz, werden diese Körpererfahrungen nun besonders evident, denn hier rückt und drängt der Körper auf eine besonders irritierende Art und Weise in den Vordergrund des Erlebens. Dieser allseits sprießende adoleszente Körper setzt sich damit in einen eklatanten Widerspruch zu dem allgemein erlebbaren, gesellschaftlichen Bedeutungsverfall des Körpers wie auch zum modernen Körperkult, denn weder Wellness, Fitness, Trainings noch Extremsportarten vermögen regulierend und kontrollierend auf die sich ausweitenden Körpergrenzen und die noch unbekannten sexuellen Erregungszustände der Jugendlichen einzuwirken. Diese befinden sich dadurch nicht nur in einem adoleszenzbedingten, innerpsychischen, sondern auch in einem besonderen und gesellschaftlich verursachten Spannungszustand, der unauflöslich ist und mit dessen Bewältigung sie heute teilweise alleine gelassen und häufig genug auch überfordert sind. Das Koma-Saufen und das hoch riskante sowie lebensgefährliche U-Bahn-Surfen vieler männlicher Jugendliche sind u.a. auch als ein autoaggressiv gewendeter Ausdruck dieser Überforderung und ihres Bewältigungsversuchs zu verstehen.

Die Adoleszenz zwingt also Jugendliche unablässig zu einer Auseinandersetzung mit dem Körper und seinen dem eigenen Willen entzogenen körperlichen Veränderungsprozessen. Dabei konfrontieren die weitreichenden psychischen und physischen Veränderungen des Körpers die Adoleszenten mit einem neu entstehenden Körperbild und neuen Körpergrenzen, wie auch mit neuen und erregenden Empfindungen, die sowohl Gefühle diffuser Angst vor Kontrollverlust und Dissoziation, wie auch einen gesteigerten Wunsch nach Selbstvergewisserung, Selbstermächtigung

gung, Kohärenz und Kontingenz erzeugen (vgl. Laufer und Laufer 1989, King 2004).

Piercings und Tattoos scheinen diesem Wunsch nach Selbstvergewisserung, Selbstermächtigung, Kohärenz und Kontingenz durch eine kultartig, rituell zelebrierte, symbolträchtige Ausgestaltung des Körpers Ausdruck zu verleihen, wobei es unbewusst darum geht, das Gefühl von Kontrollverlust und Dekompensation durch die freiwillige und bewusst herbeigeführte Verletzung von Körpergrenzen und Körperhülle zu relativieren und damit die Integration neuer Körpergrenzen und Körpererfahrungen zu erleichtern und zu ermöglichen (vgl. Rohr 2008). Piercings und Tattoos bieten damit eine Möglichkeit, unerträgliche körperliche Spannungszustände und damit verbundene Dissoziationserfahrungen, die aufgrund von physischen und psychischen Veränderungsprozessen während der Adoleszenz auftreten, zu reduzieren. Durch diesen autoaggressiv anmutenden Akt der eigenmächtig vorgenommenen Verwundung der Körperhülle wird diesen Gefühlen eine andere, kontrollierte Erfahrung entgegengesetzt und damit die Angst vor der Dissoziation begrenzt.

Piercings und Tattoos wären dann eine Rettungsstrategie, das aus den Fugen geratene adoleszente Körperbild und Körperselbst mitsamt seiner beängstigenden Triebhaftigkeit und Ausdehnung erneut zu fokussieren und ein diffus gewordenes Körpererleben zu konsolidieren (vgl. Rohr 2008).

Diese Fokussierungs- und Konsolidierungsfunktion ist auch dann hilfreich, wenn es um die psychische Bewältigung adoleszenter Krisen- und Konflikterfahrungen geht, die sich aus der Modifikation des Eltern-Kind-Verhältnisses, aus den ersten hetero- oder homosexuellen Erfahrungen und aus den Entscheidungszwängen schulischer und beruflicher Übergangssituationen ergeben. In diesen Fällen werden Piercings und Tattoos wie in Urzeiten genutzt als eine Art mnemotechnisches Hilfsmittel, das die Erinnerung an das oft genug schmerzhaft und überaus konfliktreiche Ereignis wach hält und gleichzeitig die Überwindung dieses Ereignisses symbolisiert. Jugendliche rekurrieren nämlich auffallend häufig dann zum ersten Tattoo oder zum ersten Piercing, wenn der erste Liebeskummer oder ein besonders heftiger Konflikt mit den Eltern die eigene Zuversicht zu erschüttern droht oder die bislang positive schulische Leistungsbilanz einen dramatischen Einbruch erfährt (vgl. Rohr/Estor 2006). In diesem Fall hilft es offensichtlich, dem Körper bewusst Schmerzen zuzufügen und ihn gleichzeitig mit kreativen Mustern zu gestalten und mit glitzernden Ringen und Ketten zu verschönern und somit den Schmerz zu transformieren und gleichzeitig zu fokussieren. So verwandelt sich der gepiercte oder tätowierte Körper in ein stummes Gedächtnis seelischer Wunden, wobei diese seelischen Wunden nicht mehr einer weiteren psychischen Verarbeitung

und Reflexion zugänglich sind, sondern durch das Piercing und Tattoo transformiert und als körperliche Symbole auf die Haut gebannt werden und sich damit einer diskursiven Auseinandersetzung widersetzen. Auf diese Weise werden sie scheinbar zum Verschwinden gebracht, d.h. konkret ins Unbewusste verbannt. Eine der jungen Frauen brachte dies treffend auf den Punkt als sie sagte: »Es ist leichter, körperlichen Schmerz statt seelischen Schmerz zu ertragen.« (Rohr/Estor 2006)

Piercings und Tattoos sind damit eine durchaus marktgängige und zweifelsohne kreative und vom Anspruch her auch protektive Form psychosozialer Kompromissbildung in der Adoleszenz. Denn seelisch unerträgliche Schmerzen werden im Akt des Piercings und Tattoos auf die Haut und d.h., nach Außen gelenkt und fokussiert in einer körperlichen Wunde, die aufgrund der Selbstheilungskräfte des Körpers alleine und ohne Zutun heilt und als bunte Zeichnung auf der Haut oder als Narbe zwar die Erinnerung an den Schmerz wie die Erinnerung an die aktiv gestaltete Überwindung des Schmerzes bewahrt, aber quasi in ihrer abgewehrten Form. Diese Praktiken schließen deshalb sowohl ein autoaggressives wie auch ein regressives Verhalten ein, die dann in der Folge andere Formen einer subjektiv adäquaten Krisen- und Konfliktbewältigung ausschließen und die Erprobung alternativer Formen der Konfliktverarbeitung, zunächst und eventuell sogar auf Dauer, verhindern.

Auch wenn Piercings und Tattoos sich somit als Versuch klassifizieren lassen, körperliche Entgrenzungs- und Kohärenzerfahrungen neu zu justieren, um vorherrschende Dekompensationsängste zu minimieren, und dies insgesamt darauf zielt, adoleszenztypische Krisen- und Konflikt Erfahrungen nicht nur passiv zu erleiden, so ist doch dieser Versuch einer aktiveren Bewältigung kritisch zu betrachten. Denn Jugendliche rekurrieren dabei auf eine Mischung aus autoaggressiven wie zugleich regressiven, und protektiven Bewältigungsmustern, die sich eventuell auch einem Mangel an gesellschaftlich angebotenen Alternativen und Orientierungen verdanken und von daher auf eine problematische gesellschaftliche Situation verweisen, die hier symptomatisch zum Ausdruck kommt.

Piercings und Tattoos als Ausdruck adoleszenter Identitätssuche

Piercings und Tattoos lassen sich bislang verstehen als Versuch einer in Eigenregie vorgenommenen Strukturierung körperlicher und psychischer Adoleszenz- und d.h. Entgrenzungserfahrungen. Diese Strukturierungsfunktion ist jedoch nicht nur auf die Transformation und Rekonstruktion der bereits erwähnten und verloren gegangenen körperlichen wie psy-

chischen Kohärenzerfahrungen während der Adoleszenz ausgerichtet, sondern auch auf die Modifikation und Rekonstruktion einer im Wandel begriffenen adoleszenten Identität. Die in der Adoleszenz zur Debatte stehende Integration in die Welt der Erwachsenen gestaltet sich jedoch heute ungleich schwieriger als in den Generationen zuvor, denn diese Welt zeichnet sich aus durch »Überkomplexität« (Herlyn 2002) und durch immer komplexer werdende Identitätsanforderungen. Die umfangreiche Umstrukturierung der westlichen Gesellschaften hat einen »historische[n] Kontinuitätsbruch« (Tillmann 1999, 256) eingeleitet. Aufgrund der besonders ausgeprägten Sensibilität in der Adoleszenzphase und angesichts der neu formulierten und zugleich entwicklungspsychologisch komplexer anmutenden Identitätsanforderungen, wird dieser »Kontinuitätsbruch« von Jugendlichen als in hohem Maße bedrohlich erlebt. Schließlich wird von Adoleszenten heute, anders als in den Generationen zuvor, gefordert, sich die entsprechenden Kompetenzen eines postmodernen Menschen individuell, umfassend, schnell und möglichst mühelos anzueignen. Ansonsten droht ein dramatisches Scheitern in der Welt – so die angsterfüllte Vision einer um ihre Zukunft bangenden Jugend. Diese Kompetenzen umfassen etwa die Einsicht, dass kollektive Regeln zwar existieren, jedoch lediglich als Rahmenbestimmungen für eine Vielzahl an individualisierten Selbstformationen, die wiederum in eigenverantwortlicher Auseinandersetzung mit sozialer und subjektiver Welt generiert werden müssen. Pluralität von Lebensstilen bei gleichzeitiger Einheit des Selbst wird als positive Möglichkeit einer individualisierten Lebensgestaltung und -praxis begriffen. Favorisiert werden außerdem Verhaltens- und Gemeinschaftsmuster im Sinne der Vielfalt gegenüber jenen der Eindeutigkeit. Das postmoderne Subjekt kann darüber hinaus trotz Pluralität und Differenz diagonal verlaufende und gleichwohl verbindende Brückenschläge perspektivisch realisieren und zwar ohne vorhandene Differenzen eibebnen zu müssen (vgl. Reiss 2003, 20). Das Individuum ist spätestens in der Adoleszenz angehalten, sein eigenes Leben ohne verlässliche (traditionelle) Anweisung und Anleitung selbst, d.h. eigenständig, zu bewältigen. Es muss vor allem in der Lage sein, posttraditionelle Vergesellschaftungs- und Vergemeinschaftungsprozesse selbsttätig zu wählen, herzustellen und zu managen und sich zumindest temporär in spezifischen Interessensgruppierungen einzubinden (vgl. Raithel 2005).

Wie bereits vielfach betont, beinhaltet diese Entwicklung zwar viele neue Freiheiten, aber auch viel an Risiken und Verunsicherungen – wie Beck (1986) u.a. eindringlich beschrieben haben. Denn die entstrukturierete Statuspassage Jugend und die individualisierte Jugendbiographie bieten zwar Optionsvielfalt und neuartige Maßstäbe und Möglichkeiten erfolgreicher Entfaltung – aber genauso viele Chancen des Scheiterns. Aufgrund

der hohen Komplexität gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse sind deshalb Jugendliche kaum oder nur schwer in der Lage, selbstständig entsprechend konstruktiv-schöpferische Kompetenzen aufzubringen, um die notwendigen Entscheidungen fundiert zu treffen. Es entstehen massive Verhaltensunsicherheiten, die sich in aggressiver, autoaggressiver, regressiver oder kreativer Prägung in den unterschiedlichen Identitätsentwürfen niederschlagen.

Diffuse persönliche und gesellschaftliche Zukunftsperspektiven, Pluralisierung und Relativierung von Werten und Wahrheiten – kurz unsichere Zeiten und ein Mangel an gesellschaftlicher Orientierung und Anleitung – lösen dabei ein verstärktes Bedürfnis nach unveränderlichen Zeichen einer Identitätsvergewisserung aus. So zeigen die Suchbewegungen vieler Jugendlicher, dass eindeutige und einfache Gewissheiten, Ordnung und Orientierung zunehmend gefragt sind (vgl. Reiss 2003, 20). Für Jugendliche steht deshalb zur Debatte, wie und auf welchem Wege angesichts gesellschaftlicher Überkomplexität Selbstverortung und Selbstzuordnung eigenständig herzustellen sind.

Piercings und Tattoos bieten sich nun als einer von vielen anderen Wegen an, um einerseits eine temporäre und sehr vage definierte Sub-Gruppenzugehörigkeit sicherzustellen und andererseits dem Wunsch Ausdruck zu verleihen, inmitten einer hoch individualisierten Welt eine eigene, unverwechselbare Identität (ein Unikat) zu besitzen und damit in einer immer komplexer und unübersichtlich gewordenen Gesellschaft einen sicheren Platz zu erwerben. Eine lebenslängliche Zeichnung oder Narbe auf der Haut bringt dabei sowohl den Wunsch nach Zugehörigkeit wie auch die gleichzeitige Sehnsucht nach Einzigartigkeit, Unverwechselbarkeit und individueller Abgrenzung zum Ausdruck. Entgegen der Flüchtigkeit und Beliebigkeit unserer postmodernen Zeit, sogar entgegen der Flüchtigkeit unserer äußeren körperlichen Gestalt, wird damit die Permanenz und Untilgbarkeit des in die Haut eingebrannten Zeichens oder die Narbe der durchlöcherten Haut ständig beschworen und damit all das, was sie symbolisieren (vgl. Hahn 2000, 381). Piercings und Tattoos erlauben somit nicht nur die eigene Geschichte am Leib zu tragen und sie dort auch mnemotechnisch auf Dauer zu fixieren, sondern angesichts der unkontrollierten und immer weiter und schneller voranschreitenden inneren wie äußeren Veränderungsprozesse zumindest ein winziges Zeichen von Konstanz, Kontinuität und Selbstvergewisserung zu konservieren. Diese Zeichen sind somit ein Kontrapunkt gegenüber allen Formen postmoderner Vergänglichkeit und Beliebigkeit (vgl. Hertrampf/Söthe/Stieber 2003, 116), vielleicht sogar ein Zeichen eines hoch individualisierten und verdeckten Protestes, angesichts der als Zumutung erlebten Mobilitäts- und Flexibilitätsanforderungen. Sie sind damit eine Form der »Autoinitiation« (Decker

2003), von daher identitätsstabilisierend, vielleicht sogar identitätsstiftend, da sie in einer von Überkomplexität gekennzeichneten Gesellschaft Erinnerung und damit auch Bindung bewahren und verteidigen. Damit übernehmen sie die Funktion eines entwicklungspsychologisch bedeutsamen Übergangsobjektes, das sowohl regressive wie auch progressive Elemente enthält und notwendig ist, um subjektive wie objektive Umbrüche zu bewältigen und diese individuell und kreativ zu gestalten. Piercings und Tattoos bieten damit temporären Halt in einer orientierungslos gewordenen Welt. Sie werden jedoch dann obsolet und kontraproduktiv, wenn sie auf Dauer als Übergangsobjekte funktionalisiert und psychisch benötigt werden. Denn die Erinnerung wird als totes Zeichen auf die Haut gebannt, der Affekt nach außen gelenkt und somit wird verhindert, dass Erinnerung mitsamt den daran geknüpften Affekten und Konflikten in der Debatte bleibt (vgl. Lorenzer 1981). Erinnerung wird auf diese Weise aufgespalten. Damit aber verschwindet die Irritation, der Konflikt ist stillgelegt und eine selbstreflexive Entwicklung nur als zeichenhaftes Klischee, durch Anbringung immer neuer Piercings und Tattoos, möglich. Konflikte aber werden auf diese Weise weder symbolisiert, noch mentalisiert, sondern gerinnen letztendlich zum ästhetisierten, aber leeren Zeichen auf der Haut.

Mit dieser Praxis versuchen Jugendliche den normativen Vorstellungen einer gesellschaftlichen Moderne entgegenzukommen, die zunehmend körperliche Schmerzen wie auch seelische Konflikte tabuisiert, weil nur noch Perfektion, Leistung und Flexibilität zu zählen scheinen. Körperliche Schmerzen aber, die zum einen an die Vergänglichkeit, die Verwundbarkeit und Endlichkeit des Körpers gemahnen, der fern davon ist, immer und zu allen Zeiten perfekt gestylt, allseits fit und ewig gesund zu sein, und seelische Konflikte, die trotz aller Anstrengungen nicht aus der Welt zu schaffen sind, erinnern jedoch daran, dass der Mensch auch schwach, unvollkommen und abhängig und nach wie vor und trotz aller Bemühungen nicht Herr oder Herrin im eigenen Hause ist. Diese Kränkung war immer schon existent, doch wird sie in einer Zeit besonders virulent, die Hedonismus, Narzissmus und Perfektion zum Leitideal einer Gesellschaft erkoren hat und geradezu gnadenlos Schwache, Kranke und Arme marginalisiert und sanktioniert, so als sei jeder und jede allein an dem eigenen Schicksal schuld.

Jugendliche, sensibilisiert durch die mannigfaltigen körperlichen und seelischen Veränderungsprozesse in der Adoleszenz, reagieren mit ihrem Körperkult auch auf diese Schattenseiten der gesellschaftlichen Moderne und verweisen mit ihrem teils autoaggressiven wie zugleich regressiven Verhalten auf die Defizite einer Entwicklung, die das Individuum vor immer größere Herausforderungen stellt, um es dann mit den Überforderungen und deren Folgen alleine zu lassen.

Literatur

- Adatto, Maurice (1993): *Lebendige Haut. Schmucktätowierungen und Dermatologie*. Basel/Schweiz (Editiones Roche).
- Assmann, Aleida (1999): *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München (C.H. Beck).
- Bauman, Zygmunt (1997): *Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu post-modernen Lebensformen*. Hamburg (Hamburger Edition).
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Becker, Hans (1995): *Körpererleben und Entfremdung – Psychoanalytisch orientierte Konzentrative Bewegungstherapie als Therapieeinstieg für psychosomatische Patienten*. In: Elmar Brähler (Hg.): *Körpererleben. Ein subjektiver Ausdruck von Körper und Seele*. Gießen (Psychosozial), 77-89.
- Benecke, Mark (2000): *First report of non-psychotic self-cannibalism (autophagy), tongue splicing and scar patterns (scarification) as an extreme form of cultural body modification in a Western civilisation*. In: *American Journal of Forensic Medicine and Pathology*, 20, 3, 281-285.
- Benthien, Claudia (1999): *Haut. Literaturgeschichte, Körperbilder, Grenzdiskurse*. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt).
- Borkenhagen, Ada (2001): *Gemachte Körper. Körper- und Selbsterleben von Frauen, die sich zu einer Schönheitsoperation entschieden haben*. In: *Psychotherapie und Sozialwissenschaften* 3, 307-316.
- Brähler, Elmar (1995): *Körpererleben – ein vernachlässigter Aspekt der Medizin*. In: Elmar Brähler (Hg.): *Körpererleben. Ein subjektiver Ausdruck von Körper und Seele. Beiträge zur psychosomatischen Medizin*. Gießen (Psychosozial), 3-19.
- Brähler, Elmar, Burkhard Brosig, Andreas Hinz, Aglaja Stirn (2004): *Verbreitung von Körperschmuck und Inanspruchnahme von Lifestyle-Medizin in Deutschland*. In: *Forum Sexuaufklärung und Familienplanung* 1, 7-11.
- Cavelius, Alexandra, Sascha Wullemet (1999): *Bodypainting. Henna, Tattoos, Piercing & Co*. Augsburg (Weltbild).
- Decker, Oliver (2003): *Vergötterte Körper*. In: *Psychosozial* 94, 13-24.
- Demoscopia, S.A. (2007): *Maras y Pandillas, Comunidad y Policía en Centroamerica. Hallazgos de un estudio integral*. Costa Rica/Guatemala (F & G Editores).
- Finke, Frank-P. (1996): *Tätowierungen in modernen Gesellschaften*. Osnabrück (Universitäts-Verlag Rasch) (Osnabrücker sozialwissenschaftliche Schriften Bd. 1).

- Flaake, Karin, Vera King (1992): Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen. Frankfurt a.M., New York (Campus).
- Giddens, Anthony (1993): Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften. Frankfurt (Fischer).
- Hahn, Alois (2000): Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kulturosoziologie. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Hall, Stuart (2000): Cultural Studies. Ausgewählte Schriften 1, 2, 3, Hamburg (Argument).
- Hein, Peter Ulrich (2003): Kunstkörper und Körperkunst – Identifikationsstrategien im säkularisierten Alltag. In: Psychosozial 94, 65-72.
- Herlyn, Gerrit (2002): Ritual und Übergangsritual in komplexen Gesellschaften. Sinn und Bedeutungszuschreibungen zu Begriff und Theorie. Hamburg (LIT).
- Hertrampf, Ruth, Anke Söthe, Susanne Stieber (2003): Körpergrenzen und Körperzeichen: Tattoo und Piercing. In: Elke Gaugele, Kristina Reiss (Hg.): Jugend, Mode, Geschlecht. Die Inszenierung des Körpers in der Konsumkultur. Frankfurt a.M., New York (Campus), 113-124.
- Heudorf, Ursel, Gudrun Kutzke, Ursula Seng (2000): Tätowierungen und Piercing. Erfahrungen aus der infektionshygienischen Überwachung eines Gesundheitsamtes. In: Gesundheitswesen 62, 219-224.
- Hirsch, Mathias (Hg.) (2000): Der eigene Körper als Objekt. Zur Psychodynamik selbstdestruktiven Körperagierens. Gießen (Psychosozial).
- King, Vera (2004): Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften. Wiesbaden (VS).
- Laufer, Moses, Eglé M. Laufer (1989): Adoleszenz und Entwicklungskrise. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Lorenzer, Alfred (1981): Das Konzil der Buchhalter. Die Zerstörung der Sinnlichkeit. Eine Religionskritik. Frankfurt a.M. (Europäische Verlagsanstalt).
- Museum der Weltkulturen (2006): Schön, schöner, am schönsten. Menschen von Kopf bis Fuß. Ausstellungskatalog. Frankfurt a.M.
- Raithel, Jürgen (2005): Die Stilisierung des Geschlechts. Jugendliche Lebensstile, Risikoverhalten und Konstruktion von Geschlechtlichkeit. Weinheim, München (Juventa).
- Reichel-Dolmatoff, Elisabeth (1997): Vorwort. In: Karl Gröning, Ferdinand Anton: Geschmückte Haut. Eine Kulturgeschichte der Körperkunst. München (Frederking und Thaler), 12-15.
- Reiss, Kristina (2003): Heute bin ich so, morgen bin ich anders: Postmoderne Lebensstile als Medium jugendlicher Identitätsbildung. In: Elke Gaugele, Kristina Reiss (Hg.): Jugend, Mode, Geschlecht. Die Insze-

- nierung des Körpers in der Konsumkultur. Frankfurt a.M., New York (Campus), 16-33.
- Rohr, Elisabeth, Mechtild M. Jansen (Hg.) (2004): Körper und Identität. Gesellschaft auf den Leib geschrieben. Königstein/Taunus (Ulrike Helmer).
- Rohr, Elisabeth (2008): Körpermanipulationen in der weiblichen Adoleszenz am Beispiel von Piercings und Tattoos. In: Psychosozial 112, 13-23.
- Rohr, Elisabeth, Julia Estor (2006): Unveröffentlichter Forschungsbericht: Die Schattenseiten der Moderne. Eine Untersuchung weiblicher Selbstschädigungsphänomene. Marburg.
- Roth, Marcus (2003): Das Körperbild im Jugendalter – Ein Literaturüberblick. In: Psychosozial 94, 91-101.
- Spiegel (2003): Nr. 25 vom 16. Juni 2003. Druckversion-Medizin: »Mehr als ein Modetrend« – Wissenschaft-SPIEGEL (www.spiegel.de/spiegel/0,1518,druck-253107,00.html).
- Stirn, Aglaja. (2001): Vom Initiationsritual zur geschmückten Haut. Tätowierung im Spiegel von Stammestraditionen und neuem Kunstverständnis. In: Psychotherapie und Sozialwissenschaft 3, 284-306.
- Stirn, Aglaja (2003): Körperkunst und Körpermodifikation: Interkulturelle Zusammenhänge eines weltweiten Phänomens. In: Psychosozial 94, 7-11.
- Stockinger, Günther (2000): Körperkult: Freiwillig ins Folterstudio. In: Spiegel Nr. 13, 298-300.
- Streck, Bernhard (Hg.) (2000): Wörterbuch der Ethnologie. Köln (Hammer).
- Tillmann, Klaus-Jürgen (1999): Sozialisationstheorien. Eine Einführung in den Zusammenhang von Gesellschaft, Institution und Subjektwerdung. Reinbek (Rowohlt).
- Zbinden, Véronique (1998): Piercing. Archaische Riten und modernes Leben. Engerda (Arun).

Abbildungsnachweise

- Abb. 1: www.jmclajot.net/Scarification.html
- Abb. 2: Museum der Weltkulturen 2006: Schön, schöner am schönsten. Menschen von Kopf bis Fuss. Frankfurt a.M., S. 33